

Männertherapeut Peter Oertle

Männer bereichern das Leben

von Peter Oertle



Mann entsteht durch das Zufallsprinzip, nichts ist sicher, alles ist jederzeit möglich, ein Kampf auf Leben und Tod.

Wenn Männer (im Geheimen?) oft oder immer öfter an das «Eine» denken, so macht das vermutlich Sinn – mindestens können wir ihm einen Sinn geben und das will ich jetzt tun. Auch wenn sie immer daran denken – und auch wenn sie immer, wenn sie daran denken, auch könnten – und mit genügend lebendigen und gesunden Spermien ausgerüstet sind, ist es noch lange nicht gesagt, dass ein Mann das Männliche zu zeugen vermag.

Das männliche Dasein beginnt mit einer Art «Urknaß» – einem Orgasmus, begleitet von einem Samenerguss.

Wenn man sich in den weiblichen Schoss entläßt, beginnt für ca. 500 Millionen Spermien die Odyssee durch das weibliche Labyrinth. Dieser Parcours kommt einem «russischen Roulette» gleich. Diese unvorstellbare Zahl von Spermien jagen sich und wetteifern miteinander. Alle haben sie ein und dasselbe Ziel – das gut verborgene, wohl behütete Ei in der Gebärmutter zu penetrieren, um damit sein eigenes (Über)Leben und das des Eis zu sichern. Ein stressvoller Weg voller Gefahren. Der Tod hängt wie ein Damoklesschwert über jedem Einzelnen von ihnen. Vom unfreundlichen bis feindlichen Milieu in der Scheide über die engen, mit Se-

kret gefüllten Gänge des Gebärmutterhalses, müssen die Spermien meistens an den weissen Blutkörperchen – den schweren Waffen des Immunabwehrsystems der Frau – vorbei. Es werden immer weniger, die Hindernisse immer gefährlicher. Wer überlebt hat und sich weiter vor-

wärts bewegt, kommt zum Eileiter. Die Wände des Eileiters sind voll von Flimmerhärchen. Es ist ein fast aussichtsloser, kräfteaubender Kampf gegen den Strom hin zur Gebärmutter.

Dann ein erster Blick auf das Objekt der Begierde, das Ei, und damit verbunden eine reale Hoffnung, zu überleben. Wie ein Planet im Sonnensystem, umgeben von der Corona radiata, dem Strahlenkranz von Nahrungszellen, schwebt die Eizelle in ihrem Weltraum. In einem Endkampf um das Ei bohren sich ca. 10 Spermien mit dem Kopf in die Eihaut. Im besten Fall wird ein einziges Spermium es schaffen – alle andern werden ausgeschieden, müssen unverrichteter Dinge sterben. (Sogar bei den Olympischen Spielen stehen die ersten *drei* auf dem Podest und werden geehrt!) Zum einen muss es also ein heldenhaftes Spermium geben, das mit dem Tod um die Wette rannte und ihm entkam. Zum andern muss dieses eine Spermium das entsprechende Y-Chromosom in sich tragen, damit ein Mann entstehen kann. Doch der «Hindernislauf» ist noch lange nicht fertig.

Elisabeth Badinter, Professorin für Philosophie in Paris, hat in ihrem Buch: «Die Identität des Mannes» eindrücklich und wissenschaftlich recherchiert beschrieben, wie die Entwicklung eines «XY-Embryos» (männlich) vielschichtiger und daher um einiges «zufälliger» verläuft, als die eines «XX-Embryos» (weiblich).

Durch die Differenzierung des 23. Chromosomenpaars wird beim Menschen das Geschlecht festgelegt. Das heisst, dass das Geschlecht des Kindes durch den Chromosomentyp der Samenzelle, die das Ei befruchtet, bestimmt wird. Die Samenzelle, die ein X-Chromosom trägt, ergibt einen weiblichen Embryo (XX), die Samenzelle, die ein Y-Chromosom trägt, einen männlichen (XY).

In allen bis heute bekannten und untersuchten Chromosomenanomalien hat die Natur noch keinen Menschen hervorgebracht, der mit einem oder mehreren Y und keinem X ausgestattet ist. Man(n) kann also davon ausgehen, dass das X-Chromosom grundlegend das Mensch-Sein symbolisiert. Das männliche XY besitzt alle beim weiblichen XX vorhandenen Gene und erbt «nur» noch zusätzlich die Gene des Y-Chromosoms. Man(n) könnte also sagen, dass Mann eine Frau plus noch etwas Zusätzliches ist.

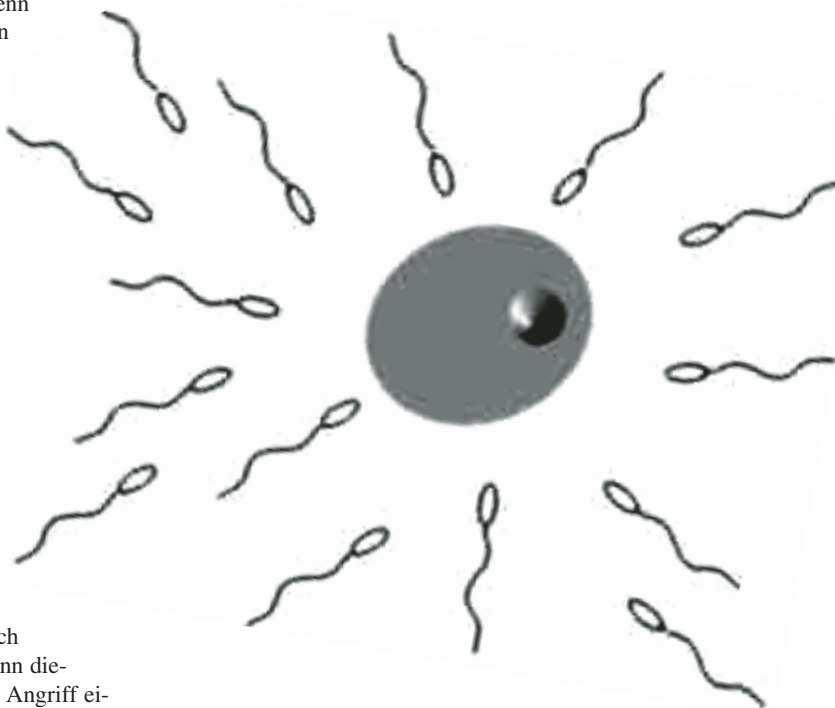
In den ersten Wochen der Schwangerschaft sind beide Embryonen anatomisch identisch. Sie sind mit allem ausgestattet (sexuell bipotenzial). Die Differenzierung beginnt für den männlichen Embryo bereits um den vierzigsten Tag der Schwangerschaft herum, während sie beim weiblichen erst nach dem zweiten Monat einsetzt. Es macht den Anschein, als müsste sich der männliche Embryo – um überhaupt existent zu werden – mit Vorsprung auf die Piste begeben, um gegen das Weibliche anzukämpfen, sich durchzusetzen. Man(n) könnte es als Ungeduld oder auch als Überlebenstrieb des Y-Chromosoms betrachten, möglichst schnell den Maskulinisierungsprozess einzuleiten, um der weiblichen Grundprogrammierung etwas entgegen zu setzen – als einen Versuch, das Rennen im Vorfeld für sich entscheiden zu können. (Für den weiblichen Embryo wäre jede Form von frühzeitigem

Aus der Biologie des Mannes lassen sich zwei Phänomene ableiten. Beide repräsentieren «Reichtum», der dem Mann innewohnt. Peter Oertle inszeniert ein Schauspiel in zwei Akten. Beide haben mit Sex zu tun.

Stress vergeudete Energie.) Man(n) wird also nicht als Mann geboren, sondern zum Mann gemacht! Mann ist aufgefordert – und das von den ersten Tagen an – zu «machen», sich durchzusetzen, sich zu behaupten. Es braucht eine gute Portion Glück, Durchhaltevermögen und eine Art Kampfgeist, wenn ein Mann

Säugetieren ist das zugrunde liegende Geschlecht weiblich. Das heisst, das embryonale Grundprogramm ist darauf angelegt, weibliche Wesen hervorzubringen.

Welch glücklicher Umstand, dass es uns Männer überhaupt gibt. Mann hat eben Selten-



entstehen soll. Doch auch wenn dieser erste Angriff eines «Y's» auf das weibliche Grundprogramm glücklich verläuft, folgen darauf mehrere Einzelschritte, wovon jeder einzelne Schritt vom Gelingen des vorhergegangenen abhängig ist. Mann werden ist nicht nur ein Kampf auf Leben und Tod, sondern auch noch mit dem Prinzip des Zufalls verhängt. Es ist ein Glücksfall, wenn das «XY-Embryo» den Kampf gewinnt und (s)eine Existenz sichert. Jedes Straucheln auf dem Weg zum «Männlichen» kann zur Falle werden – und sofort wird das «Weibliche» das Leben an sich reißen. Sowohl beim Menschen wie auch bei allen

heitswert und bereichert das Leben auf dem Planeten. Für mich ist jemand «reich», der viel hat, wovon es nur wenig gibt. Dementsprechend wertvoll ist, was selten vorkommt.

Peter Oertle (54) ist freiberuflich tätig als therapeutischer Berater in Zürich und Basel. Er ist seit zehn Jahren in der Männerarbeit tätig und unter dem Namen pandrea bietet er mit seiner Frau Andrea Frölich, Paarberatung und Seminare für Männer, Frauen, Singles und Paare an.

Kontakt unter Tel. 061 313 68 46 oder www.maenner-art.ch und www.pandrea.ch.

2. Akt

Es ist ja nichts Neues, wenn Männer und die natürlicherweise dazu gehörige «Männlichkeit» den unmöglichsten Diffamierungen ausgesetzt werden. Neueren Datums ist schon eher, wie oben festgestellt, dass Männer das Leben bereichern. Meine Behauptung geht noch einen Schritt weiter: Ohne Männer wäre das Leben eintönig und einfältig.

Stellen sie sich vor, die Natur leistet sich den «Luxus», ein Geschlecht in die Welt zu setzen, welches nur als Samenspender dient, ohne selber Nachkommen zu produzieren. «Just for fun»? Wohl kaum. Irgendetwas mehr muss doch dran sein.

Um mir jedoch ein Leben ohne Männer vorzustellen, muss ich einen ziemlichen Spagat machen – weil ich unter anderem auch nicht existieren würde. Doch wagen wir das Gedankenexperiment und stellen uns vor, es ginge uns Männern so wie den amerikanischen Renneidechsen. Laut einem Bericht im Tages-Anzeiger vom 25. September 1998 ist es einigen Arten der kleinen Echsen gelungen, ihre Männchen loszuwerden. Die übrig gebliebenen Weibchen vermehren sich, indem sie unbefruchtete Eier legen, aus denen ausschliesslich Töchter schlüpfen. Diese sind identische Kopien ihrer Mutter. Die herrenlose Fortpflanzungsweise der Echsen hat deutliche Vorteile, betonen die Wissenschaftler. Einerseits fallen die zeit- und kräfteaubenden Brunst- und Im-

ponierkämpfe aus. Andererseits kann jedes Mitglied der Art (statt nur jedes Zweite) Nachwuchs in die Welt setzen. Evolutionsbiologen zählen mehr als 1000 Arten – von Eidechsen bis zu Pflanzen – die lieber auf Männlichkeit verzichten.

Sie haben ernste Probleme mit der Erklärung, warum solch rein weibliche Fortpflanzung (Parthenogenese*) nicht der Normalfall ist.

Krankes Sperma

Wissenschaftler behaupten, dass überall im Tierreich die Männchen weiblichen, verzwittern, gar nicht erst geboren werden oder vorzeitig sterben. Einige von diesen Wissenschaftlern finden sogar bedrohliche Parallelen bei den Menschen. Die Spermienzahl der Männer soll bedenklich abnehmen. Der DurchschnittsEuropäer produziere heute nur noch halb soviel Spermien wie 1940 und die gesundheitliche Brauchbarkeitsgrenze des Spermas für künstliche Befruchtungen werde laufend heruntersetzt. Der Gesundheitszustand von Sperma, welches noch vor wenigen Jahren als völlig unzulänglich gegolten habe, werde inzwischen akzeptiert.

Ist nun ein Lebensraum relativ eintönig, stabil und nicht allzu dicht besiedelt, bringt die asexuelle Vermehrung also fast nur Vorteile. Wenn sich aber die Individuen einer Art zu ähnlich sind, was bei der parthenogenetischen Vermehrung der Fall ist, ist es für Parasiten ein leichtes, sich in kurzer Zeit auf die Art einzustellen. Ein gutes Beispiel dafür liefert der Borkenkäfer in einer Fichten-Monokultur.

In einer Umwelt, die sich ständig ändert oder übervölkert ist – was bei uns der Fall ist – hat die sexuelle Vermehrung ihre Vorteile. Dazu braucht es Männer! Die Frage drängt sich auf, ob

die Natur den Mann – und damit auch den Sex – als Antwort auf Krankheiten erfunden hat?

Ich zitiere aus einem Artikel von Daniel Bächtold (Tages-Anzeiger vom 24. Dezember 2002): «Warum Sex erfolgreich ist, weiss niemand so genau», meint Paul Schmid-Hempel von der Gruppe Ökologie und Evolution an der ETH dazu. Sicher sei lediglich, dass der Vorteil der sexuellen Vermehrung mit der Neuverteilung der genetischen Information zu tun habe. In jeder Körperzelle eines sich sexuell fortpflanzenden Organismus hat es einen mütterlichen und einen väterlichen Chromosomensatz. Mit den Samen- und Eizellen gibt er aber nur einen einfachen Chromosomensatz an seine Nachkommen weiter: Bei der Produktion der Gameten werden in der so genannten Reifeteilung die Anzahl der Chromosomen halbiert. Mütterliche und väterliche Chromosomen legen sich dabei erst aneinander, brechen auf und tauschen ihre Gene untereinander aus. Durch diesen Vorgang entstehen Chromosomen, die sowohl mütterliche als auch väterliche Gene enthalten. Anschliessend werden die Chromosomen zufällig auf die Spermien oder Eier verteilt.

Der Vielfalt in einer sexuellen Vermehrung sind keine Grenzen gesetzt – ein «Spiel ohne Grenzen». Das macht vielleicht Sex auf einer ganz unbewussten Ebene so attraktiv und gibt dem verblichenen Spruch «Typisch Maa, luegt jedem Rock naa» einen neuen Glanz. Die sexuelle Vermehrung und die damit verbundene Durchmischung der Gene erlaubt somit generell eine flexiblere Anpassung. Nachteilige Gene können heraus gefiltert und gute ungeniert miteinander kombiniert werden. Darin liegt meiner Meinung nach eine Genialität oder auch der Reichtum des Mannes begründet.

Erst durch den Mann kann Einzigartigkeit – und damit auch Überraschung – entstehen. Und es braucht immer wieder den Mann, um diese Wundertüte des Lebens weiter in Gang zu halten. Heraklit hat das in

* Parthenogenese = «Jungfrauengeburt» (aus dem Griechischen parthenos = Jungfrau, genesis = Ursprung, Entstehung, Werden. Biologisch: Die Fähigkeit weiblicher Pflanzen, Tiere und Menschen, sich ohne Beteiligung eines anderen Geschlechts, aus sich selbst heraus, fortzupflanzen.

seinem bekannten Satz eingefangen: «Mann kann nicht zweimal in denselben Fluss steigen» (oder noch kürzer: «Alles fließt.»)

Leben ist ständig in Bewegung, und Mann bringt es in Bewegung – ein Umstand der sich bereits oder auch im Vater-Dasein zeigt. Die GEO-Nummer 1/2001 wurde diesem Thema gewidmet: «Was Vatersein so besonders macht». Ich bin selber nicht Vater, bin aber mit einem Vater aufgewachsen, der da war, wenn wir ihn brauchten. Durch diesen Artikel wurde mir noch einmal klar, dass die

Verantwortlichkeit der Väter in einer Anteilnahme und Präsenz liegt, die vielleicht an der effektiven Zeit gemessen viel kürzer ist, als die der Mutter – sie aber eine nicht zu unterschätzende Aufgabe wahrnehmen, indem sie «Bewegung» ins Leben eines Kindes bringen.

Ich zitiere: «Ihr Spiel, zum Beispiel, bringt Überraschungen, Unvorhersehbares – und diese Art von Herausforderung treibt das Wohl des Kindes voran. In neun von zehn Fällen lassen sich Väter etwas Ungewöhnliches einfallen, wenn sie ihr Kind auf den Arm nehmen, überraschen es mit neuen Varianten. (Im Vergleich dazu bevorzugen Mütter zu 90% denselben Griff.)»

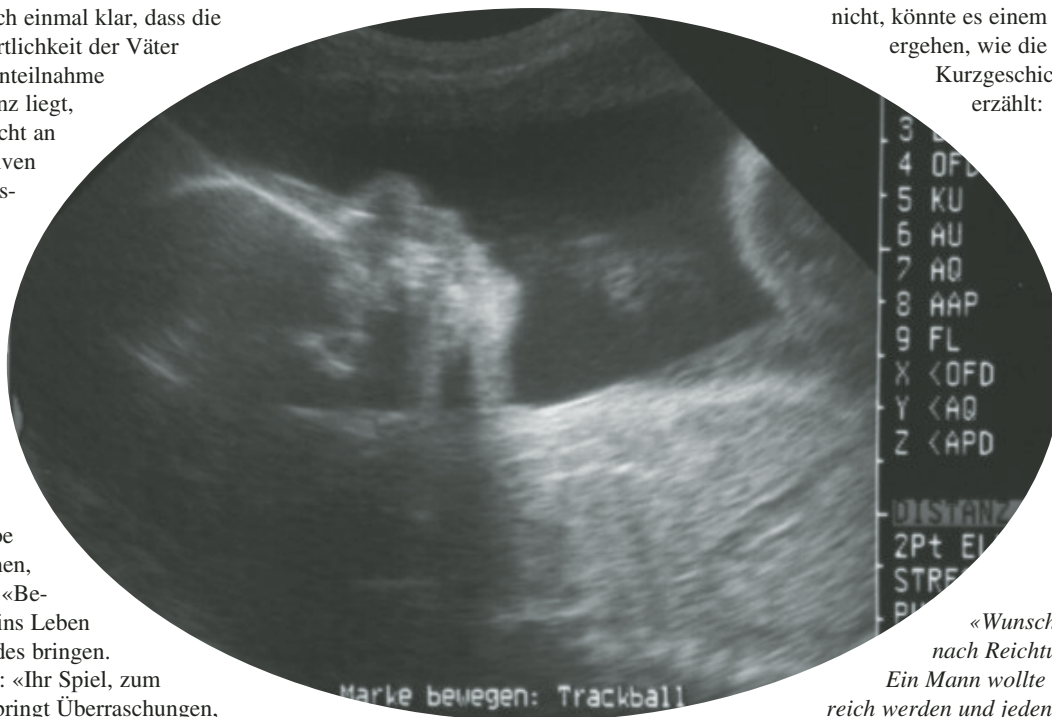
Mit dem Spiel der Väter macht das Kind Fortschritte im Sinne von voranschreiten, weiter gehen. Da der Vater dem Kind «unbekannter» ist als die durch Schwangerschaft und Stillzeit vertraute Mutter, kann er für das Kind als «Mittler zum Unbekannten» die-

nen. Er verlässt das Bekannte in Richtung Unvertrautem (aus den Augen des Kindes) und taucht wieder auf. Hier kann ein «guter Vater» für das Kind zu einer «Brücke» in die unbekannte Welt werden und mit dem Zurückkommen Vertrauen schenken: Mein Vater hat es überstanden und findet den Weg wieder zurück – ich werde das auch schaffen! Ganz im Sinne des Sprichwortes: «Es hat keinen Sinn, Kinder zu erziehen – sie machen einem

Selbstkontrolle lernen, gerade weil die Spiele dramatisch und fordernd sind, eine Art Drahtseilakt über kindliches Neuland. So erfahren Kinder ihre Möglichkeiten und auch ihre Grenzen, was massgeblich ihr Weltverständnis formt. Dadurch werden sie fit für die Anforderungen, die die Umwelt bald einmal an sie stellen wird.»

Wie weit ist man sich bewusst, dass man für Bewegung und Vielfalt – für diese Art von natürlichem Reichtum – verantwortlich ist? Wenn

nicht, könnte es einem so ergehen, wie die Kurzgeschichte erzählt:



doch alles nach.»

Väter muten ihren Kindern mehr zu als Mütter. Ich zitiere: «Sie gehen im Durchschnitt mit mehr Körpereinsatz auf die Kinder zu und wecken dabei bei den Kindern andere Stimulationszyklen. Die Dynamik, die Väter vorgeben, ist rasanter, dramatischer, mit kühnerem Wechsel zwischen Ruhe und Aufregung. Sie erfinden oft Spiele, die Anstrengung nicht scheuen, setzen weniger häufig Spielzeuge ein – dafür häufiger sich selbst. Es scheint, dass Kinder beim väterlichen Spiel wichtige Lektionen puncto

«Wunsch nach Reichtum: Ein Mann wollte reich werden und jeden Tag ging er in den Tempel, um zu Gott zu beten, Er möge ihm diesen Wunsch erfüllen. Eines Tages, im Winter, kam er vom Gebet zurück und sah eine Geldbörse im Eis auf der Strasse liegen. Sogleich dachte er, sein Wunsch sei in Erfüllung gegangen und er urinierte auf das Portemonnaie, um es aus dem Eis zu lösen ... Da erwachte er und lag in seinem durchnässten Bett ...!»